



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Aus Italien**

**Rebbert, Joseph**

**Paderborn, 1877**

92.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-31650**

Gnade des Gebetes empfunden zu haben, als an diesen geweihten Stätten, wo man der Gemeinschaft der Heiligen, die man so oft mit dem Munde bekennt, lebendig und durch die Erfahrung selbst inne wird — so daß das blinde Eifern gegen die fromme Uebung des Wallfahrens nach heiligen, durch besondere göttliche Gnadenerweise bevorzugten Orten als nichts denn als das anmaßende thörichte Gerede Solcher erscheint, welche die Natur und die höchsten Bedürfnisse des Menschen gröblich mißverstehen, oder dem geistigen und höheren Menschen keine Nahrung gönnen, während sie doch dem thierischen Menschen alles gönnen und geben, wodurch er sich sättigen kann bis zum Ekel und Ueberdruß.“

So viel glaubte ich aus dem herrlichen Hirtenbriefe unsers hochw. Bischofs *R o n r a d* hier auffrischen zu sollen, zugleich zur Recapitulirung des früher von mir Gesagten.

Ich nehme hiermit Abschied von der ewigen Stadt — aber auf Wiedersehen! Von der berühmten Fontana Trevi zu Rom geht die Sage, wer vor seinem Scheiden aus Rom von ihrem Wasser trinke, der komme noch einmal nach Rom. Ich gebe auf diese Sage nichts und habe auch nicht aus der Fontana Trevi getrunken. Ich hatte auch gar nicht nöthig, mir für einen neuen Besuch der ewigen Stadt neue Sehnsucht einzutrinken; ich empfinde sie schon so, und ich will zu Gott beten, daß es mir vergönnt werde, sie noch einmal zu stillen und mein Herz noch einmal zu laben an der geistigen Lebensquelle, die dem Felsen Petri entströmt.

Also auf baldiges Wiedersehn, du Stadt des hl. Petrus!  
Wir reisen jetzt nach *N e a p e l*.

## 92.

In wehmüthiger und doch zugleich begeisterter Stimmung verabschiedeten wir uns in später Abendstunde von Rom. Nach 11 Uhr trug uns der Eisenbahnzug fort in der Richtung nach Neapel. Wir wählten den Nachtzug, um Zeit zu gewinnen. Ueber die erste Hälfte unseres Weges nach Neapel weiß ich darum nichts zu berichten; sie soll indeß auch, wie uns gesagt worden, weniger interessant sein. Als indeß der Morgen graute und

unser durch einen zwar kurzen aber immerhin genügenden Schlaf erquicktes Auge sich öffnete, da waren wir in der herrlichen Landschaft Campanien angekommen. Wie ein großer Garten lag die Campagna felice — das glückliche Campanien — vor uns und um uns herum, und je weiter der Zug voran- eilte, um so herrlicher erschloß sich die prachtvolle Gegend. Wir sandten unsern Morgengruß empor zu der vom steilen Berge niederschauenden Abtei Monte Cassino, i. J. 528 vom hl. Benedict gegründet, dieser ehrwürdigen Wiege des Benedictinerordens und diesem Mittelpunkte der ganzen christlichen Bildung des Abendlandes. Weiter ging es durch den Garten Gottes, und wir erblickten in der Ferne den Vesuv, dessen Rauchsäule sich in der kühlen Nacht- und Morgenluft gesenkt hatte und nun wie ein großer Haarschweif über den Rücken des Berges lang hinabhing, um sich mit der wachsenden Tageswärme immermehr zu heben.

Die am Wege liegenden Ortschaften, wie die Villen, umgeben von dem herrlichsten Schmucke der Natur, bieten dem Auge immer neue Reize. „Hier fangen — sagt Stolberg — die Paradiese des südlichen Italiens an. Theils auf Felsen, theils an sie gelehnt, steht zwischen Pomeranzen- und Zitronen- gärten, die einen Wald zu bilden scheinen, das feine Städtchen da, welches minder einer Stadt als einer Reihe von Land- häusern ähnlich ist. Wer nur unsere Pomeranzenbäume kennt, der kann sich keinen Begriff von der Schönheit solcher machen, die schwellend von Lebenssaft und bedeckt mit goldenen Früchten, sich frei in befreundenden Lüften erheben. Zwischen ihnen stehen hie und da edle Palmbäume.“ (Vergl. die herrliche Naturschilderung in Wiseman's Fabiola 16. Kap. „Der Monat October“.)

Hier an Ort und Stelle versteht man das meisterhafte Lied Göthe's:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,  
Im dunklen Laub die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?

Diese Worte Göthe's haben selbst die uns Deutschen nicht eben besonders gewogenen Franzosen so schön und treffend

gefunden, daß sie dieselben sich übersezt haben und nun auch in ihrer Sprache begeistert singen :

Connais-tu cette terre où les citrons fleurissent,  
Où croît l'orange d'or sous un feuillage obscur?  
Là plane un vent léger venu d'un ciel d'azur,  
Là, près du myrte verd, les beaux lauriers grandissent.

Ja, das schöne Italien ist dieses Land und werth, daß man sich dorthin sehne. Und darum ziehen alljährlich Schaaren von Fremden hin zum schönen Garten von Europa und glauben eine solche Reise auch mit ihrem specifischen Patriotismus vereinigen zu können.

Ein hochpatriotischer Preuße, der königl. preußische Divisionsauditeur *Gustav Nicolai*, machte seiner Zeit eine Ausnahme. Er schrieb ein Buch: „Italien, wie es wirklich ist. Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen.“ Besagtes Buch fand seinen Recensenten an dem damals noch geistig frischen Dr. *Wolfg. Menzel*, der kurz vorher Italien selbst bereist hatte und um so eher im Stande war, die patriotische Schrift *Nicolai's* zu würdigen. Wir wollen unsern Lesern wenigstens Einiges aus der trefflichen Recension *Menzel's* mittheilen :

„Diese Geschmacklosigkeit geht von Berlin aus. Die Opposition gegen das schöne Italien konnte nur aus dem Sand- und Haidelände kommen . . . Den Verfasser entschuldigt sein Patriotismus. Wie der Grönländer, in den üppigen Süden versetzt, unter den saftigsten und würzigsten Früchten hungert und nach seinem stinkenden Thran verlangt, so seufzt Herr *Nicolai* in der üppig grünenden, wie ein unermesslicher Garten prangenden *Lombardei*, in den zauberischen *Apenninen*, unter den Wasserfällen, Burgruinen, phantastischen Bergklöstern, unter den Riesendenkmalen des Alterthums, die auch in Trümmern noch schön sind, am flammensprühenden *Vesuv*, im mit Orangen vergoldeten *Sorrent* — seufzt Herr *Nicolai* nur nach der *Hasenhaide*, nur nach seiner lieben sandigen *Mark* und findet die letztere viel schöner. Das ist, wenn nicht gerade geschmackvoll, doch patriotisch, und da man von Niemand fordern kann, er solle Geschmack haben, wohl aber, er solle patriotisch denken, so läßt sich dagegen nichts sagen.“ So findet denn auch dieser patriotische Berliner mit

Neben durchflochtene Ulmenwälder lange nicht so schön als seine heimathlichen Fichtenpflanzungen.

Man sieht, wie so ein specifischer Preuße seinen eigenen Weg gehen und seine aparten originellen Anschauungen haben kann. Warum auch nicht? Wandelte doch vor Jahrhunderten die ganze Mark Brandenburg ihre eigenen Cultur-Wege, wie ich bei Janssen (Geschichte des deutschen Volkes I. S. 70 f.) lese: „Am bedeutendsten wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts der geistige Verkehr zwischen Italien und Deutschland. Deutsche Lehrer wirkten an italienischen Universitäten, italienische wurden zeitweise auf deutschen angestellt . . . In allen deutschen Territorien herrschte ein so frisches, reges Leben, wie nie zuvor und nie in einer späteren Zeit geherrscht hat. Nur die Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin war noch wenig von deutscher Bildung berührt und befand sich noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur.“ Jetzt ist das bekanntlich ganz anders; jetzt schreitet Berlin an der Spitze der „Cultur“ und „Civilisation“ und schiekt „Bildung“ in's Land — sogar bis nach Paderborn.

Doch sieh, da liegt ja Neapel vor uns mit seiner herrlichen Umgebung — un pezzo di cielo, caduto in terra — „ein Stück Himmel auf die Erde gefallen“. Es ist gegen 9 Uhr Morgens.

Aber Neapel selbst interessirt uns vor der Hand noch weniger. Die Hauptaufmerksamkeit des Fremden, der sich Neapel nähert, zieht der feuerspeiende Berg Vesuv auf sich. Ein feuerspeiender Berg ist ja für fast alle Fremden eine ganz neue Erscheinung, und beim Anblicke des Vesuv fallen uns dessen Heldenthaten aus alten Zeiten ein, wie er namentlich i. J. 79 nach Christus, also vor nahe 1800 Jahren, im furchtbaren Feuereifer mit solcher Hestigkeit drei Tage und drei Nächte lang Steine und Aschenmassen ausgeworfen hat, daß er die umliegenden Gegenden dadurch verfinsterte und — was weit verhängnißvoller war — drei Städte: Pompeji, Herculanium und Stabiä mit seinen Aschenmassen förmlich begrub, so daß man keine Spur dieser Städte mehr sehen konnte. Plinius der Aeltere, welcher dieses Phänomen in einem Schiffe beobachten wollte, fand dabei den Erstickungstod; aber sein Neffe, Plinius der Jüngere, hat uns diesen furchtbaren Aus-

bruch des Vesuv näher beschrieben. Wir werden gleich seine Worte mittheilen.

Bis zum 18. Jahrhundert lagen die erwähnten drei Städte unter der Asche völlig begraben. Man wußte die Stätte nicht mehr genau, wo sie einst gestanden. Bei dem Graben eines Brunnens traf man 1709 zuerst auf die unterirdische Stadt Herculanium; 1755 wurde das begrabene Pompeji von umgrabenden Weinbauern entdeckt. Da hier nur vulcanische Asche über den Gebäuden lag, so ließen sich die Ausgrabungen leichter bewerkstelligen, und so hat man denn bis jetzt etwa ein Drittel der begrabenen Stadt Pompeji bloßgelegt. Merkwürdige Erscheinung! Vor unsern Augen erwacht eine Stadt der Vorzeit aus 1800jährigem Schlafe und schüttelt die Asche ab, die ihr Grab und Schutzdecke zugleich war. Es ist, als habe für sie die Zeitenuhr 1800 Jahre lang still gestanden und sei erst jetzt wieder in Bewegung gesetzt.

Daß wir dieses Pompeji besuchen mußten, verstand sich von selbst. Als unser Zug auf dem Bahnhofe in Neapel einlief, stand schon ein Zug nach Pompeji bereit. Wir gaben darum schnell unser Gepäck in's depositario und lösten ein Retourbillet nach Pompeji.

Die geringe Strecke von Neapel nach Pompeji (23 Kilom.) ist in kurzer Zeit zurückgelegt, und die Zeit vergeht uns um so schneller, je interessanter die wechselnden Scenen sind, an denen wir vorbeieilen. Nachdem die Bahn Neapel verlassen hat, wendet sie sich dem Meere zu und zieht nun dicht am Rande der blauen Fluth, deren Schaumlilien auf dem schwarzen vulcanischen Sande spielen, dahin. Bei Torre Annunziata lenkt die Bahn von der Küste ab, um sich dem etwa eine Viertelmeile landeinwärts gelegenen Pompeji zuzuwenden. Früher lag Pompeji unmittelbar am Meere. Die ungeheueren Aschenauswürfe des Vesuv vom Jahre 79 n. Chr., durch welche Pompeji und andere Küstenorte verschüttet worden, haben im Verein mit vulcanischen Bodenerhebungen die Küste von Pompeji so weit zurückgedrängt. Zu unserer Linken sehen wir während der Fahrt den alten Unhold, den Vesuv, emporragen, der jetzt gemüthlich seine Friedenpfeife zu rauchen scheint, indem er eine weiße feine Rauchsäule in den blauen Aether entsendet. Man sollte es ihm jetzt nicht ansehen, daß er es einst gewesen, der in so wilder Wuth getobt und jene Stätte

begraben hat, zu der wir jetzt eilen. „Aber, dir traue ich nicht!“ — sagte mein Reisegefährte wiederholt im Hinblick auf den Vesuv, und mit vollstem Recht. Bald werden wir als Augenzeugen sehen, was der Unhold vor nahe 1800 Jahren angerichtet. Benutzen wir die kurze Zeit bis dahin, um unsern Lesern kurz die Beschreibung jenes furchtbaren Ausbruches des Vesuv, dem Pompeji sein Begräbniß verdankt, mit den Worten zweier alten Schriftsteller vorzuführen.

Plinius der Jüngere berichtet in einem seiner Briefe wie folgt:

„Schon einige Tage vor dem Ausbruche wurden wiederholte Erdstöße wahrgenommen, auf die man aber nicht achtete, weil sie in Campanien öfter vorkommen; in der Nacht auf den Ausbruch waren sie aber so stark, daß sie um uns her nicht nur Alles erschütterten, sondern auch Boten eines totalen Ruines zu sein schienen.“

„Eine furchtbare schwarze Wolke voll brandigen Geruches war mit Flammen größer als gewöhnliche Blitze durchzuckt. Darnach schien sich die Wolke über das Meer niederzusenken, sie machte uns auch die Insel Capri und das Kap Misenum unsichtbar. Ein leichter Nischenregen fing zu fallen an, hinter uns bemerkten wir dicke Rauchwolken, die uns einem reißenden Strome ähnlich nachrollten. Wir begaben uns feldwärts von der Straße, um nicht im Menschengewühl erdrückt zu werden. Kaum war das geschehen, so brach über uns eine Finsterniß herein, die nicht mit einer trüben Nacht, in der kein Mond scheint, sondern nur mit der Nacht in einem verschlossenen Zimmer verglichen werden konnte.“

„Nur das Jammergeschrei von Kindern und Weibern und das Hülfserufen von Männern war zu vernehmen; die Einen riefen nach ihren Kindern, diese nach ihren Eltern — es war nur möglich, sich an der Stimme zu erkennen. Einige jammerten über ihr eigenes Geschick, die Andern über das der Ihrigen, Einigen wäre aus Todesangst auch schon der Tod selbst lieber gewesen, Andere rangen ihre Hände empor zu den Göttern, die Meisten aber meinten, es sei schon jene ewige Nacht hereingebrochen, welche die Welt mit sammt den Göttern vernichten werde. Nach langer Zeit tauchte ein glimmendes Licht auf, wir hielten es für ein neues Hervorbrechen der Feuerfluthen, welche in einiger Entfernung von uns nieder-

flossen. Der Aschenregen fiel in solcher Menge auf uns, daß wir ihn bisweilen abschütteln mußten, um nicht von ihm erdrückt und begraben zu werden. Nach und nach verschluckte das Licht die Finsterniß, wie eine Rauchwolke verschwindet, der Tag leuchtete wieder und selbst die Sonne konnte man wieder sehen, sie sah aber so farblos aus, als wäre eben eine Sonnenfinsterniß im Anzug. Alle Gegenstände, die wir bemerkten, waren mit weißer Asche bedeckt, die einem großen Schneefall ähnlich war.“

Dio Cassius schildert den graufigen Vorgang mit folgenden Worten:

„Am 1. November, vom ersten Regierungsjahr des Titus, konnte man in der Nähe des Vesuv eine große Wolke von eigenthümlichem Aussehen bemerken. Einer Pinie gleich erhob sie sich anfangs zu einer ziemlichen Höhe gerade und schlank, dann schien sie sich oben in Zweige auszubreiten. Bald schien sie glänzend, bald dunkel und schmutzig. Mit Schrecken umgeben erschien die ganze Natur, die Erde fing an zu beben, wie Wellen wankten die Bergesgipfel, ein unterirdisches Getöse wechselte ab mit donnerähnlichem Gekrüll, das von dem bewegten Meere herkam, der Boden wurde brennend, der Golf von Neapel brauste, feurig zeigte sich der Himmel und es hatte den Anschein, als wären alle Elemente entfesselt, und als sollte die Menschheit ihr Opfer werden. Das aufdringende Feuer, welches die Ursache dieser entsetzlichen Bewegung war, überwand nun plötzlich die entgegenstehenden Hindernisse. Steine von ungeheurer Größe wurden vom Vesuv in die Luft geschleudert und rollten dann über den Abhang des Berges. Aus seinem Krater stiegen Flammensäulen empor, diesen folgte bald ein so dichter Rauch nach, daß er die Sonne verdunkelte und der Tag zur Nacht ward. Da wurde die Angst auf's Höchste gesteigert: Jedermann meinte, seine letzte Stunde sei herangekommen. Es war, als ob in dieser Finsterniß Riesen und bewaffnete Schatten gegen einander kämpften, als ob die Welt und mit ihr die Götter zurückstürzten ins Chaos. Alles floh, die Einen von den Häusern auf die Straße, die Andern von der Straße in die Häuser, andere von der See aufs Land, andere vom Land aufs Meer, jeder hielt sich sicherer in der Flucht, als im Verweilen auf seinem Platz, wo er sich eben aufhielt. Da strömte auf einmal ein

Aschenregen nieder, welcher Land, Meer und die ganze Luft erfüllte. Dieser verwüstete an vielen Orten Menschen, Land und Vieh, tödtete Fische und Vögel und begrub sogar zwei Städte, Herculanium und Pompeji, da eben die Einwohner der letzteren im Theater saßen. Es war eine so große Aschenmenge, daß ein Theil davon bis nach Asien, Syrien und Aegypten hinübergetragen wurde, auch bis nach Rom hin die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Auch in dieser Stadt entstand eine große, mehrere Tage anhaltende Furcht, man wußte nicht, was sich ereignet hatte, und es konnte auch Niemand vermuthen; auch hier meinte man, es gehe auf einen Weltuntergang los, die Sonne sinke erlöschend in die Erde, und die Erde erhebe sich zum Firmament. Damals machte wohl diese Asche keinen großen Schrecken, aber später brach als Folge davon eine furchtbare Pest aus."

## 93.

Plinius vergleicht also den Aschenregen, womit der Vesuv die Stadt Pompeji begraben, mit „einem großen Schneefall“. Auf diesen Vergleich wäre ich auch ohne Plinius verfallen, da er mir zu nahe lag. Der hohe kahle Astenberg ist allerdings kein feuerspeiender Berg und Winterberg zu seinen Füßen kein Pompeji. Aber wenn der Astenberg in stürmischer Winterzeit anfängt, seine Schneeflocken und sein Schneegestöber Tage lang herniederzusenden, dann füllen sich mitunter die Straßen Winterberg's so mit Schnee, daß er bis zum zweiten Stock der Häuser steigt, und die mit Hecken oder Zäunen umgebenen Gärten sind so mit Schnee angefüllt, daß man von Gärten und Hecken und Zäunen keine Spur mehr sieht. Blicke der Astenberg längere Zeit so am Schneespeien, und zerstörten die Winterberger seine Arbeit nicht durch „Aufschanzen“ des Schnees, dann würde zuletzt nur noch die Kirchturmsspitze aus dem Schnee hervorragen, und Winterberg wäre in ähnlicher Weise in Schnee begraben wie Pompeji in Asche. Der Vergleich veranschaulicht die furchtbare Begebenheit des Jahres 79. Doch Schnee ist Gottlob keine Lava und keine Asche eines feuerspeienden Berges, und darum sind meine lieben Winterberger Landsleute ganz vergnügt dabei, wenn der Asten-